Essay

Auf den ersten Blick ist weder der Begriff ‚Essay' mit rassistischer Bedeutung aufgeladen noch reproduziert der Gebrauch des Begriffs rassistisches Wissen. Als ein *Genre* jedoch hat der Essay maßgeblich Anteil an Normierungsprozessen hegemonialen → *weißen* Wissens gehabt, insofern er als Rahmen der Wissensproduktion und als (nicht-)literarische Kommunikationsform das Verhältnis von Wissensproduktion und → *Rasse* auf besondere Weise strukturiert: Wie jüngere Arbeiten auf dem Gebiet der literatur- und kulturwissenschaftlichen Essay- und Genretheorie zeigen, regulieren soziale Strukturkategorien wie *Rasse* den Zugang zu Genres – zugleich konstruieren auch Genres Konzepte rassistischer Differenzierung und Hierarchisierung mit und schreiben sie fort.[1] Als interdependente Kategorie artikuliert *Rasse* dabei bereits immer andere Differenzkategorien wie Geschlecht, Sexualität und soziale Schicht.

Neukonzeptionalisierungen von Genres

Zu einer Kontextualisierung des Essaybegriffs scheint zuerst eine kurze Einführung des Konzepts *Genre* geboten. Der Begriff *Genre* bezieht sich in literatur- und kulturwissenschaftlichen Zusammenhängen herkömmlich auf Textgruppen, die inhaltliche und formale Aspekte, sogenannte Genrekonventionen oder -merkmale, teilen. Ebenso wie der biologistisch begründete Begriff ‚Rasse' ist der Begriff *Genre*/Gattung der Biologie entlehnt,[2] was problematische Implikationen hat. Denn einzelnen Genres bestimmte inhaltliche und formale Aspekte als inhärente Wesensmerkmale zuzuschreiben, essentialisiert und fixiert sie als stabile, ahistorische Ordnungskategorien. Aktuelle Arbeiten zur Neukonzeptionalisierung des Genrebegriffs, die weiterhin von der Bedeutung von Genres in Deutungsprozessen von Wirklichkeit ausgehen, lehnen dagegen einen taxonomischen Ansatz, der auf die Bestimmung spezifischer generischer Merkmale zielt und verschiedenen Genres traditionell einen ungleichen ‚literarischen Wert' zugewiesen hat, ab. Sie befürworten stattdessen ein von der Pragmatik geprägtes Verständnis von Genres. Das heißt, sie fragen nach den kommunikativen Funktionen von verschiedenen Genres – etwa der Kulturkritik als einer Funktion essayistischen Schreibens – in historisch wandelbaren und lokal spezifizierbaren Zusammenhängen.

Neuere Ansätze heben verstärkt die mit der Zuordnung zu einem Genre verbundene Kommunikation zwischen Text und Leser_innen

---

[1] Den Verweis auf Rasse als kritische Analysekategorie markiere ich durch Kursivsetzung, den Verweis auf ‚Rasse' als hierarchisierende, biologistische Strukturkategorie durch Anführungszeichen. Die Großschreibung des Begriffs Schwarz verweist auf dessen Konstruktcharakter und die Geschichte seiner widerständigen Rekonzeptualisierung. In Unterscheidung dazu markiere ich den Konstruktcharakter des Begriffs *weiß* mit dessen Kursivierung.

[2] Vgl. Nünning, Vera & Ansgar Nünning: Grundkurs anglistisch-amerikanistische Literaturwissenschaft. Stuttgart: Klett, 2007, S. 31.

hervor: als „konventionalisierte Sprechhandlung“ prägt eine Genre-Zuordnung bestimmte Lese-Erwartungshaltungen mit.[3] So setzt zum Beispiel die Kennzeichnung eines Texts als Autobiographie eine andere Lesestrategie in Gang als eine Kennzeichnung mit dem Genrebegriff Roman. In diesem Fall signalisiert die Bezeichnung des Texts als Autobiographie ein enges Referenzverhältnis zwischen Erzähler_in, Protagonist_in und Autor_in. Dieses Deckungsverhältnis durch den Genrebezug herzustellen, kann beispielsweise die Funktion haben, das Wissen eines autobiographischen Ichs zu autorisieren: Es handelt sich nicht um fiktionales Wissen, das als erdacht gilt, sondern um Wissen, das durch das Leben der autobiographischen *Persona* hervorgebracht und beglaubigt wird.

Die erneute wissenschaftliche Beschäftigung mit Genretheorien formuliert das Konzept Genre auf eine fundamentale Weise neu, indem sie grundsätzliche Fragen nach den Ein- und Ausschlussmechanismen in Prozessen der Bedeutungs- und Wissensproduktion und der Transformation etablierten Wissens thematisiert: „That is why genre matters: it is central [...] to the social struggle over meaning.“[4] Dabei berücksichtigen aktuelle Arbeiten spezifische geschichtliche und lokale Gebrauchszusammenhänge von Genres und reflektieren politische Effekte generischer Zuordnungen, wobei eine grundlegende Untersuchung zum Zusammenhang von *Genre* und *Rasse* noch aussteht. Wenn Genres als Rahmen für die Deutung von Wirklichkeiten gesehen werden, in die bestimmte Kommunikationssituationen und Positionen für Sprachsubjekte (Autor_innen und Leser_innen) eingeschrieben sind, so sollte dabei in den Vordergrund des Interesses rücken, dass Sprachsubjekte bereits immer aufgrund von sozialen Strukturkategorien wie Rasse positioniert werden. Die soziale Positionierung aufgrund rassistischer Differenzierungs- und Hierarchisierungsverhältnisse wirkt sich folglich mit darauf aus, mit welcher Autorität zu schreiben und zu sprechen – letztlich Wissen zu produzieren – Sprachsubjekte ausgestattet sind. Marginalisierte Autor_innen haben eine andere Autorität zu schreiben als nicht-markierte, das heißt im herrschenden Diskurs *weiße*, Autor_innen. So werden *weiße* Autor_innen beispielsweise in der Regel nicht auf bestimmte Themen und Genres festgelegt. Ihre Autorität, Wissen zu produzieren, steht außer Frage. Werden bestimmte literarische oder auch musikalische Genres darüber hinaus implizit und explizit mit bestimmten Vorstellungen von → Weißsein in Verbindung gebracht – wie das literarische Genre des Bildungsromans seit dem achtzehnten Jahrhundert mit *weißer* männlicher Autorschaft oder das musiktheatralische Genre der Oper bis heute mit *weißer* Urheberschaft und Aufführungspraxis –, resultiert dies in Ausschlüssen entlang rassistischer Differenz- und Hierarchielinien. Der Zugang zu literarischen Genres stand und steht unter Vorbehalt der gesellschaftlichen Positionierung. Vielen marginalisierten Autor_innen blieb dieser Zugang verwehrt, oder er war ihnen nur erschwert möglich. Manche Genres hingegen galten und gelten in der *weißen* Dominanzkultur als prototypischer Schauplatz → Schwarzer Schriftsteller_innen - womit in der Regel ein Statusverlust aus dominanter, *weißer* Perspektive einhergeht. Ein Beispiel sind die afroamerikanischen *slave narratives*, eine Form autobiographischen Erzählens ehemals versklavter Schwarzer Menschen, die geflohen waren und die Umstände ihrer Versklavung und Flucht schilderten, um ein *weißes* Publikum von ihrer Menschlichkeit zu überzeugen und damit für die Notwendigkeit der Abschaffung insti-

---

[3] Hof, Renate: „Einleitung. Gender und Genre als Ordnungsmuster und Wahrnehmungsmodelle.“ In: Renate Hof & Susanne Rohr (Hrsg.): Inszenierte Erfahrung. Gender und Genre in Tagebuch, Autobiographie, Essay. Tübingen: Stauffenburg, 2008, S. 7-24, S. 9.

[4] Frow, John: Genre. London: Routledge, 2006, S. 10. „Aus diesem Grund ist Genre wichtig: Es ist von zentraler Bedeutung für den sozialen Kampf um Bedeutung“. (Übersetzung C.J.) Siehe auch Duff, David: Modern Genre Theory. Harlow: Longman, 2000, S. 2.

nationalisierter Versklavung zu plädieren. Die autobiographischen Schilderungen Schwarzer Männer und Frauen wurden von einem *weißen* Publikum oft als unglaubwürdig erachtet, so dass sie über *weiße* Herausgeber_innen autorisiert werden mussten. Erst seit circa dreißig Jahren erfahren *slave narratives* einen erhöhten Grad an literaturwissenschaftlicher Aufmerksamkeit. Sie sind zu einem wichtigen Untersuchungsgegenstand im Bereich der Genretheorie der letzten Jahre geworden. Die Aufwertung dieses Genres fand im Rahmen der Kanondebatten in den USA in den 1980er und 1990er Jahren statt und hatte starken Anteil an der Neukonzeption dessen, was derzeit zum Kanon US-amerikanischer Literatur gehört. Hat die Zuordnung eines Texts zu einem Genre lange Zeit seinen literarischen Wert bestimmt, so sind aktuellere Ansätze eher darum bemüht zu erkennen, welche Auswirkung die Zuordnung eines Texts zu einem Genre darauf hat, auf welche Weise durch Genres Bedeutung hergestellt, die Wahrnehmung von Wirklichkeiten geprägt und dabei Normen gesetzt oder unterlaufen werden. Als Rahmen stellen Genres wie der Essay bestimmte Blickperspektiven, Betrachterfiguren und Figurenkonstellationen bereit.[5] Welches Figurenrepertoire etwa sieht eine romantische Komödie vor, welche Charaktere haben in einem Actionfilm Handlungsfähigkeit, wie sehen die Held_innen eines historischen Romans aus? Wie werden dabei neben *Rasse* weitere Zentralkonzepte, mit denen die Kulturwissenschaften operieren, wie Geschlecht, Alter, soziale Positionierung, Sexualität ausgehandelt?[6] Es kommt gerade auch darauf an, in den Blick zu bekommen, wie Genres bestimmte Konzepte von *Rasse* etwa immer schon im Hinblick auf Klassen- und Geschlechterdifferenzierungen ausbuchstabieren.

Essay und Kulturkritik

Praktisch bis heute gilt der Essay in der literaturwissenschaftlichen Forschung noch als „anti-Genre“,[7] zumal er sich von jeher nicht in traditionelle Genreklassifikationen einordnen ließ. Er ist aber von besonderem Interesse für den Zusammenhang von Genre, Wissen und *Rasse*. Denn „mit der Betonung des experimentellen Charakters jeder Erkenntnis, der Prozesshaftigkeit des Denkens und dem Bestehen auf der neu entdeckten Autorität der persönlichen Erfahrung“ stellt der Essay „eine geeignete Repräsentationsform für die Neuorganisation von kulturellem Wissen bereit [...].“[8] So gilt für den Essay, dass er sich nicht auf bestimmte Merkmale festlegen lässt. Vielmehr steht in der Essaytheorie seine Funktion der Gesellschafts- und Kulturkritik im Vordergrund. Besonders in den Bereichen der Geschlechterstudien und der Afroamerikanistik haben zahlreiche Arbeiten den Essay in Zusammenhang mit Geschlecht und *Rasse* gestellt. Diese Arbeiten haben hervorgehoben, dass der Essay Schriftsteller_innen, die aufgrund von → Rassismus und Sexismus marginalisiert worden sind, dazu diente, sich Sprecher_innenpositionen zu erschließen und hegemoniekritisches Wissen zu autorisieren und öffentlich zugänglich zu machen. So betont Gerald Early in der Einführung zu einer Essaysammlung Schwarzer US-amerikanischer Autor_innen, dass der Essay mehr als jedes andere Genre dazu beigetragen hat, die Literatur und Kultur Schwarzer US-Amerikaner_innen von den Rändern ins Zentrum der US-amerikanischen Öffentlichkeit zu tragen und als festen Bestandteil sowohl in der Hoch- als auch Populärkultur zu verankern. Damit stellt Early die Bedeutung des Essays heraus und verweist auf seine Funktion im Rahmen der Etablierung einer Literatur und → Kultur, die bis dahin von der weißen Mehrheitsgesell-

---

5 Neuenfeldt, Susann: „Schau-Spiele des Sehens. Das essayistische Ich als Betrachterin.“ In: Hof & Rohr (Hrsg.): Inszenierte Erfahrung, S. 269-92.

6 Liebrand, Claudia & Ines Steiner (Hrsg.): Hollywood Hybrid. Gender und Genre im zeitgenössischen Mainstream-Film. Marburg: Schüren, 2004, S.9.

7 Butler, Cheryl Blanche: The Art of the Black Essay. From Meditation to Transcendence. New York: Routledge, 2003, S. 1.

8 Hof: »Gender und Genre«, S. 13.

schaft ignoriert worden war: “We cannot fully understand black American literature, the black writer, or the course of black culture as an intellectual construct during the 20th century without coming to grips with the meaning and the function of the essay in the hands of the black American.”[9]

Besonders der Essay also diente Schwarzen Männern und Frauen dazu, sich in das öffentliche Bewusstsein einer von Weißen dominierten Gesellschaft einzuschreiben und eigene, bisher ausgeschlossene Sichtweisen zu etablieren – insbesondere zu Zeiten gesellschaftspolitischer Umbrüche. Namhafte Schwarze Essayist_innen sind W.E.B. Du Bois, Zora Neale Hurston, James Baldwin, Ralph Ellison, Alice Walker, Audre Lorde, Toni Morrison und May Ayim, um hier nur einige Protagonist_innen aus einem US-amerikanischen und deutschen Kontext im zwanzigsten Jahrhundert zu nennen. Diese Essayist_innen nutzen das Genre, um dem Gesagten auf besondere Weise Gewicht und Autorität zu verleihen, um Ankerkennung zu fordern und sich selbst zu ermächtigen: Die Einordnung des Essays zwischen Fakt und Fiktion und die davon abgeleitete Rückbindung an die Autor_innen sind in diesem Kontext wichtig. Für einen Essay gilt in der Regel der Wirklichkeitsbezug, das heißt, er referiert auf die Realität (auch wenn er sie dabei erst herstellt). Hierdurch erhält das Gesagte besonderes Gewicht. Eine ebenso wichtige Autorisierungsstrategie leitet sich davon ab, dass der Essay einen geeigneten Rahmen dafür bietet, auf persönliche Erfahrungen Bezug zu nehmen, diese in ihren gesellschaftlichen Kontext einzubetten und durch die Betonung der Verbindung von Persönlichem und Politischem Kritik an herrschenden Wissen- und Machtordnungen zu üben.

In Sprech- und Schreibakten, in denen die Autor_innen diese Autorisierungsstrategien nutzen, etablieren sie das Genre wiederholt als ein Forum für kulturkritische Debatten. Der Essay ist als Bühne für Inszenierungen solcher Debatten besonders geeignet, weil er spezifische dialogische Möglichkeiten bietet, gegensätzliche Standpunkte einander gegenüber zu stellen, Argumente abzuwägen und mögliche Einwände vorweg zu nehmen. Essays sind oft an eine_n Dialogpartner_in gerichtet. Ein Essay, der dialogisch auf einen anderen Bezug nimmt, kann dessen unhinterfragte Vorannahmen benennen, diesen dafür zur Rechenschaft ziehen und verkomplizieren, was dieser vereinfacht hatte. So wird er zu einem Verhandlungsort für Kämpfe um die Hoheit dessen, was als legitime Deutung sozialer Realitäten gilt.[10]

Ein Blick auf dialogische Bezugnahmen in und zwischen Essays zeigt, dass *Rasse* als eine interdependent wirkmächtige Kategorie der Strukturierung und Deutung sozialer Wirklichkeiten zu begreifen ist. Gleichsam ist sie als ein leerer Signifikant zu verstehen, der in der Praxis essayistischen Schreibens wiederholt mit Bedeutung gefüllt wird. Dessen Bedeutung ist weder stabil noch natürlich gegeben, sondern wird in diskursiven Prozessen und in Verschränkung mit weiteren Differenz- und Hierarchisierungskategorien im Kontext gesellschaftlicher Machtverhältnisse immer erst hervorgebracht. Gerade in der Kritik an und Umdeutung von rassistischen Machtverhältnissen kann der Essay sein kritisches Potential entfalten.

Der Essay ist jedoch nicht nur zum Einsatz gekommen, um Gesellschafts- und Kulturkritik zu üben, um marginalisiertes Wissen verfügbar und autorisierbar zu machen und marginalisierten Subjekten in Phasen

---

[9] Early, Gerald (Hrsg.): Speech and Power: The African-American Essay and its Cultural Content, from Polemics to Pulpit. Hopewell: Ecco Press, 1992/93,S. x. „Wir können Schwarze amerikanische Literatur, Schwarze Autorschaft oder den Verlauf Schwarzer Kultur als ein intellektuelles Konstrukt im zwanzigsten Jahrhundert nicht verstehen, wenn wir nicht erkennen, welche Bedeutung und Funktion der Essay in den Händen Schwarzer Amerikaner_innen hatte.« (Übersetzung C.J.).

[10] Siehe ausführlich Carsten Junker: Frames of Friction. Black Genealogies, White Hegemony, and the Essay as Critical Intervention. Frankfurt am Main: Campus, 2010.

gesellschaftlicher Erneuerung eine öffentlich wahrnehmbare Stimme und damit auch Handlungsfähigkeit zu verleihen. Um Deutungshoheiten neu auszuhandeln, Repräsentationspolitiken und gesellschaftliche Ausschlussprozesse zu problematisieren, um auf Veränderungen sozialer Verhältnisse zu pochen und den Zugang zu gesellschaftlicher Teilhabe einzufordern, mussten diejenigen, die keine mit dem Konzept *weißer* heterosexueller Männlichkeit verbundene privilegierte gesellschaftliche Position einnehmen konnten, sich das Genre erst aneignen. Denn es war aufgrund seines Entstehungszusammenhangs von einem heteronormativen Konzept *weißer* Männlichkeit geprägt.[11] Und es hatte, wie ich in den folgenden zwei Abschnitten zeige, Anteil daran, hegemoniales Wissen abzusichern. Damit wird der Anspruch hinfällig, die zentrale Funktion des Essays sei die Kulturkritik schlechthin – oder in den Worten des Essaytheorektikers Theodor W. Adornos: Der Essay sei „die kritische Form par excellence."[12] Im Folgenden wende ich mich beispielhaft und in aller gegebenen Kürze einigen Beispielen aus zwei Zeitschnitten zu, die zum einen die Anfänge essayistischen Schreibens und zum anderen den gegenwärtigen Gebrauch des Essays durch einen *weißen* deutschen Gegenwartsautor beleuchten. Es wird deutlich, wie der Essay hegemoniales *weißes* Wissen absichern kann. Damit steht zumindest zur Disposition, Adornos Diktum als ahistorisch, normativ und präskriptiv zu deuten.

Der Essay und das koloniale Projekt der Erfindung der ‚Neuen Welt'

In der Frühen Neuzeit kam dem Essay zunehmend die Funktion bürgerlicher Selbstreflexion zu, die auch schon damals Ausschlüsse mit sich brachte. Denn der Zugang zum Essay war wohlhabenden Männern vorbehalten. Als Begründer der Form gilt Michel de Montaigne (1533-1592), der eine neue Form des Schreibens prägte, um auf innovative Weise bestehende Wissensbestände und etablierte Wege des Wissenserwerbs zu hinterfragen. Montaigne überwand durch die neue Form essayistischen Schreibens - durch die Inszenierung versuchsweiser, spontaner und unabgeschlossener Gedanken (mfrz. *essai* = Probe) - die engen Grenzen konventioneller rhetorischer Floskeln, mit denen Gelehrte sich sonst üblicherweise mit dem Wissen etablierter antiker Autoritäten auseinandersetzten.[13] Auch wenn er im Frankreich des späten sechzehnten Jahrhunderts als Innovator und Radikaler galt, so sprach Montaigne als Adliger jedoch aus einer gesellschaftlichen Position, die nur wenigen Vorbehalten war. Aufgrund dieses Entstehungskontexts haftet dem Essay, zumal als Ort beschaulicher Kontemplation, der Ruf eines elitären Genres an. Laut Joeres und Mitmann gründet der Essay in Wohlstand und Privilegien: „It emerges from a patriarchal European/white origin."[14] Davon ausgehend bildeten sich bestimmte Vorstellungen davon aus, was essayistische Sprachsubjekte konstituiere und welche diskursiven Handlungsspielräume damit verbunden seien. Diese Vorstellungen sorgten lange Zeit und sorgen noch immer dafür, dass die Deutungshoheit über gesellschaftliche Realitäten gebildeten und wohlhabenden, meist *weißen* Männern vorbehalten bleibt.

---

[11] Joeres, Ruth-Ellen B. & Elizabeth Mittman (Hrsg.): The Politics of the Essay. Feminist Perspectives. Bloomington: Indiana University Press, 1993, S. 12.

[12] Adorno, Theodor W.: „Der Essay als Form." In: ders.: Noten zur Literatur. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1974 (Erstveröffentlichung 1958), S. 9-49, hier S. 39.

[13] Hall, Michael: "The Emergence of the Essay and the Idea of Discovery." In: Alexander J. Butrym (Hrsg.): Essays on the Essay. Redefining the Genre. Athens: University of Georgia Press, 1989, S. 73-91, sowie Good, Graham: The Observing Self. Rediscovering the Essay. New York: Routledge, 1988, S. 1-9.

[14] Joeres & Mitmann: Politics of the Essay, S. 12-13.

In der Frühen Neuzeit stellt der Essay in Europa einen Rahmen für die Aushandlung neuer geographischer, astronomischer und gesellschaftlicher Erkenntnisse bereit. Diese führten dazu, dass ein Weltbild, das von einer vermeintlich gottgegebenen Ordnung legitimiert worden war, hinfällig wurde. Der Essay diente dabei als Reflexionsraum darüber, wie Wissensbestände und Wahrheitsbefunde, die sich über Jahrhunderte etabliert hatten, ihre Gültigkeit verloren.[15] Besonders die Essays von Michel de Montaigne und einem weiteren kanonisierten Wegbereiter essayistischen Schreibens im späten sechzehnten und frühen siebzehnten Jahrhundert, dem Engländer Francis Bacon (1561-1621), werden heute noch als Meilensteine dieser Zeit gelesen – oftmals unkritisch. So artikulieren sie laut Michael Hall eine gemeinsame Haltung, die Haltung eines „Geistes der Entdeckung".[16] Die ‚Renaissance' als Zeitalter wissenschaftlicher Expansion markiert freilich auch den Beginn europäischer geopolitisch-kolonialer Expansionsbestrebungen. Bei Hall heißt es dazu:

> One of the more unsettling and at the same time thought-generating discoveries was the New World. America, even before it was clearly recognized as a new world, captured the imagination of the Renaissance not simply with promises of wealth and empire, though these were strong inducements to exploration and settlement, but also with visions of the golden age and the earthly paradise.[17]

Prozesse kolonialer Expansion und Eroberung erscheinen bei Hall in erster Linie als Motor zur Generierung neuen Wissens in Europa – ein Eindruck, der dadurch verstärkt wird, dass er in seiner Beschreibung die umstrittenen Begriffe → ‚Entdeckung' und ‚Neue Welt' nicht problematisiert. Dieser Fokus wehrt den Blick auf Eroberung und Vernichtung der kolonisierten Gesellschaften ab und legitimiert implizit das europäische koloniale Projekt.

Montaignes Essay „Des Cannibales" (1580) (dt. „Über die Menschenfresser") steht beispielhaft für eine essayistische Auseinandersetzung mit der Expansion in die Amerikas. Montaigne beschäftigt sich hier mit den Eindrücken, die ihm sein Informant, ein europäischer Seefahrer, über die indigene Bevölkerung auf einem Landstrich im heutigen Brasilien vermittelt – ein Gebiet in „unsren neuen Ländern".[18]

Zwar zeigt sich Montaigne kritisch gegenüber einer eurozentristischen Perspektive, die die angeblichen ‚Menschenfresser' als ‚barbarisch' bezeichnet, indem er diese Zuschreibung relativiert:

> Nun finde ich [...] dass nach dem, was mir berichtet wurde, die Eingeborenen in jener anderen Welt nichts Barbarisches oder Wildes an sich haben, oder doch nur insofern, als jeder das *Barbarei* nennt, was bei ihm ungebräuchlich ist – wie wir ja in der Tat offensichtlich keine andere Meßlatte für Wahrheit und Vernunft kennen als das Beispiel und Vorbild der Meinungen

---

[15] Um einige Eckdaten zu nennen: Johannes Gutenberg entwickelt den mechanischen Buchdruck und druckt in den 1450er Jahren die Bibel. Christoph Kolumbus erobert 1492 → ‚Amerika'. 1543 veröffentlicht Nikolaus Kopernikus De Revolutionibus Orbium Coelestium und überwindet damit ein geozentrisches Weltbild zugunsten eines heliozentrischen. 1580 umrundet Francis Drake als erster Engländer die Welt, womit sich aus europäischer Perspektive die Topographie der Erde verändert. 1610 veröffentlicht Galileo Galilei mit Siderius Nuncius Erkenntnisse der Teleskop-Astronomie. 1516 veröffentlicht Thomas Morus die Utopia.

[16] Hall: "Emergence of the Essay", S. 73.

[17] Hall: „Emergence of the Essay", S. 75. „Eine der eher beunruhigenden und zugleich anregenden Entdeckungen war die Neue Welt. Amerika, noch bevor es eindeutig als neue Welt erkannt wurde, beflügelte die Fantasie der Renaissance nicht nur durch Versprechen von Wohlstand und Imperium, obwohl dies starke Anreize zur Entdeckung und Besiedlung waren, sondern auch durch Visionen des Goldenen Zeitalters und des Garten Edens." (Übersetzung C.J.).

[18] Montaigne, Michel de: „Über Die Menschenfresser." (Erstveröffentlichung auf Französisch 1580) In: Michel de Montaigne: Essais. Erste moderne Gesamtübersetzung von Hans Stilett. München: Goldmann, 2002, S. 315-333, hier S. 317.

> und Gepflogenheiten des Landes, in dem wir leben [,..].“[19]

Indem Montaigne jedoch selbst den Mythos des ‚Kannibalismus‘ fortschreibt und die betreffenden Menschen stark exotisiert, stabilisiert er seine eurozentristische Perspektive und verstärkt damit auch die normativen Dimensionen europäischer Wissensbestände. Den kolonialen Fantasien nach, die Europa als Ort der Zivilisation dem kolonisierten Raum als Hort der Natur gegenüberstellen, schreibt er weiter:

> Jene Menschen sind Wilde im gleichen Sinne, wie wir die Früchte wild nennen, welche die Natur aus sich heraus und nach ihrem gewohnten Gang hervorbrachte [...]. In jenen sind die ursprünglichsten und heilsamsten, die wahren Eigenschaften und Kräfte der Natur lebendig und wirkungsmächtig [_].“[20]

Diese Kontrastierung zwischen dem eurozentrischen ‚Wir‘ der vermeintlich Zivilisierten und den ‚Anderen‘ steigert sich bis zu einer Fantasie der kannibalischen Praxis der Kolonisierten. Montaigne dient diese problematische Kolonialfantasie als Folie, um eine Zivilisationskritik zu üben, die sich an sein europäisches Publikum richtet.

> Was mich ärgert, ist keinesfalls, daß wir mit Fingern auf die barbarische Grausamkeit solcher Handlungen zeigen, sehr wohl aber, daß wir bei einem derartigen Scharfblick für die Fehler der Menschenfresser unseren eigenen gegenüber so blind sind. Ich meine, es ist barbarischer, sich an den Todesqualen eines lebenden Menschen zu weiden, als ihn totzufressen [...].“[21]

Montaignes Argumentation folgt einer paradoxen Logik. Indem er die Spektakel europäischer Schauprozesse vor dem Hintergrund der vermeintlich monströsen Praktiken der Kolonisierten kritisiert, bestätigt er zugleich eurozentristische Wahrnehmungsmuster. Das Schreckgespenst, das er in den Kolonien vorzufinden vorgibt und das ihm als Referenzpunkt für seine europäische Zivilisationskritik dient, ruft er mit dem Essay erst hervor. So hat Montaigne mit seiner Bezugnahme auf das europäische Projekt der Kolonisierung maßgeblichen Anteil an ihm. Sein essayistisches Schreiben wird zu einer Praxis, die das koloniale Projekt in entscheidender Weise mit etabliert und gestaltet.[22] Er bereitet damit den Weg für ein rassistisches Denken der europäischen Moderne, die Zivilisation mit Weißsein gleichsetzt.

Als ein weiteres Beispiel dafür, auf welche Weise der Essay zur Durchsetzung eines kolonialen *weißen* Wissensarchivs beigetragen hat, sei hier Bacons Essay „Of Plantations“ (1597) (dt. »Uber Kolonien«) angeführt. Während Montaigne die Kolonien als Chiffre für ein naturbelassenes irdisches Paradies ansieht, das als Folie für eine Kritik an „Verrat und Treulosigkeit, Tyrannei und sinnlose[r] Grausamkeit“ in Europa fungiert,[23] legt Bacon mit seinem Essay eine Anleitung dafür vor, wie die Kolonien bestmöglich zu erschließen seien. Wolfgang Krohn betont: „Bacons Vorstellungen von einem britischen Imperialismus tragen Züge eines sozialen und technischen Fortschritts, der in den Kolonien vielleicht besser noch als im Mutterland zu verwirklichen wäre.“[24]

„Über Kolonien« ist eine Handlungsaufforderung zur Kolonisierung, ein praktisches Programm zur systematischen Erschließung neuer Kolonien in Nordamerika, das sich an die britischen Kolonialherren richtet. Er beschäftigt sich vornehmlich mit Ratschlägen

---

[19] Ebd., S. 318.
[20] Ebd., S. 319.
[21] Ebd., S. 323.
[22] Siehe auch Hofmann, Sabine: Die Konstruktion kolonialer Wirklichkeit. Frankfurt am Main: Campus, 2001, S. 12. Hofmann bezieht ihre Untersuchung auf französische Karibiktexte.
[23] Montaigne: »Uber die Menschenfresser«, S. 326.
[24] Krohn, Wolfgang: Francis Bacon. München: C. H.Beck, 2006, S. 48.

zur geographischen Wahl der Kolonien und zum Anbau dort heimischer Lebensmittel, die der Ernährung und dem Handel der Kolonisatoren dienen sollen. Darüber hinaus macht er Vorschläge mit weit reichenden biopolitischen Implikationen: Welche Berufsgruppen sollten sich in den Kolonien ansiedeln, wann sei eine Ansiedlung von Frauen neben Männern anzuraten, welche Regierungsformen seien zu wählen. Die in den Kolonien angetroffenen Gesellschaften (und deren Vernichtung) blendet Bacon systematisch aus, wenn er von einer „Ansiedlung auf jungfräulichem Boden" spricht.[25] Mit nur zwei Sätzen erwähnt er sie:

> Siedelt man sich in der Nähe von Wilden an, so soll man sie nicht allein mit Tand und Flitterkram beschenken, sondern auch gerecht und freundlich behandeln, trotzdem jedoch immer genügend auf der Hut sein. Auch soll man ihre Gunst nicht durch Beistand beim Überfall ihrer Feinde zu gewinnen suchen, obgleich er zu ihrer Verteidigung nicht unstatthaft ist.[26]

Die Haltung jenen gegenüber, die Bacon als ‚savages' [‚Wilde'] bezeichnet, ist hier vielschichtig: Zum einen klingt eine Strategie des Teilens und Herrschens von und über kolonisierte Gesellschaften an, die einzig der Durchsetzung kolonialer Macht dient. Zum anderen artikuliert Bacon ihnen gegenüber eine paternalistisch-protektionistische Haltung, die als Ausdruck der Vergewisserung der eigenen Überlegenheit gelesen werden kann. Nicht zuletzt mahnt er zur Vorsicht gegenüber der potentiellen Bedrohung durch die Kolonisierten. Mit dieser komplexen Haltung verfestigt Bacon einen Herrschaftsblick, der vom ‚Mutterland' aus auf die Kolonien gerichtet ist. England wird dabei als normsetzende Größe installiert: „Auch sollte man die Ansiedler des öfteren nach dem Mutterlande hinübersenden, damit sie bessere Lebensverhältnisse als ihre eigenen kennen lernen und bei ihrer Rückkehr rühmen können."[27] Bacons Essay prägt so maßgeblich die Etablierung einer *weißen* rassistischen Wissensordnung seit der frühen Neuzeit mit, deren Maßstäbe euro-zentristisch fundiert sind.

Seit dem frühen siebzehnten Jahrhundert thematisierten und legitimierten viele essayistische Texte die Westexpansion in den zukünftigen USA, in denen die Kolonisator_innen bis zum späten neunzehnten Jahrhundert die sogenannte *Frontier* gewaltsam bis zum Pazifik verschoben.[28] Viele *weiße* Autor_innen bedienten sich des Essays, um über einen säkularisierten Bezug auf ihre Erfahrungen der kolonialen Landnahme das koloniale Projekt zu autorisieren.[29] Gleichsam dienten ihnen ihre Essays dazu, die zukünftige eigene Nation von ihrem europäischen Herkunftsland abzugrenzen. Wie Jim Egan unterstreicht, hat die Kolonisierung – und die Praxis essayistischen Schreibens, die sie begleitete und beförderte – dazu beigetragen, das *weiße* „moderne Subjekt" zu etablieren.[30] Versklavung und Vernichtung der Kolonisierten sind für diesen Prozess konstitutiv, bleiben dabei aber aus einer *weißen* Perspektive in der Regel unbenannt.

---

[25] Bacon, Francis: „Über Kolonien." (Erstveröffentlichung auf Englisch 1597) In: Levin L. Schücking (Hrsg.): Francis Bacon. Essays oder praktische und moralische Ratschläge. Stuttgart: Reclam, 2005, S. 116-119, hier S. 116.

[26] Ebd., S. 119.

[27] Ebd., S. 119.

[28] Den signature-Text zur Frontier schrieb 1893 Frederick Jackson Turner in Form eines Essays, basierend auf einem Vortrag mit dem Titel „The Significance of the Frontier in American History".

[29] Dazu gehören u.a. Thomas Hariot: A Brief and True Report of the New Found Land of Virginia (1588); John Smith: A Map of Virginia (1612) und A Description of New England (1616); William Wood: New England Prospect (1634). Siehe Egan, Jim: Authorizing Experience. Refigurations of the Body Politic in Seventeenth-Century New England Writing. Princeton: Princeton University Press, 1999, S. 37-46.

[30] Egan: Authorizing Experience, S. 33-35.

Essayistische Fallstricke im *weißen* deutschen Feuilleton

Wie ich bereits dargelegt habe, scheint auf dem Gebiet der Essaytheorie die Vorannahme über die kritische Funktion des Genres mehr oder weniger als wahr und gesichert zu gelten. Vor diesem Hintergrund wende ich mich nun beispielhaft einem Essay von Sascha Lehnartz zu, um zu betrachten, wie sich der Gebrauch des Essays durch einen *weißen* deutschen Autor auf die kritische Funktion des Essays auswirkt.

Einige *weiße* deutsche Essayisten, deren Texte in Tageszeitungen wie der *Süddeutschen Zeitung*, der *Frankfurter Rundschau*, der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und der *tageszeitung* und in Essaysammlungen erscheinen, sind insbesondere Themen und Motiven US-amerikanischer Kulturkritik verpflichtet. So enthält etwa Lehnartz Essaysammlung *Global Players* (2005)[31] einen Essay mit dem Titel „Kleine Geschichte des Hipstertums". Damit bezieht sich der Autor explizit auf einen berühmt-berüchtigten Essay des US-amerikanischen Schriftstellers Norman Mailer (1923-2007), den Essay „The White Negro. Superficial Reflections on the Hipster" (1957).[32] Diese intertextuelle Bezugnahme unterzieht den Gegenstand des Essays einer Kritik, die transatlantisch eingerahmt ist. Mailers Texte haben im Kontext einer US-amerikanischen Nachkriegskulturkritik über mehrere Jahrzehnte Kontroversen ausgelöst. Vermutlich schöpft Lehnartz von Mailers Schlagkraft als einem *Enfant Terrible* der öffentlichen Debattenkultur ab, um auf kritische Weise bestimmte Zeitgeistphänomene im (*weißen*) deutschen Kontext anzusprechen, trotz aller thematischen, zeitlichen und räumlichen Verschiebungen und Reibungsverluste durch Übersetzungen der jeweiligen Kritik.

Lehnartz konstruiert eine Kritiker*persona* – sein essayistisches Ich –, das hochgradig selbstreflexiv agiert und seine Adressaten direkt anspricht. Er schreibt in den Text eine Adressatenstruktur ein, die ein ‚Ich' vorführt, das ein ‚Sie' anspricht und dabei ein gemeinsames ‚Wir' herstellt. Eine Passage der Einleitung etwa beschäftigt sich mit der Frage, warum ‚Wir' nicht mehr erwachsen werden:

> Wir werden demnächst fast alle circa 104 Jahre alt werden [...]. Daran, so behaupte ich keß, ist die Globalisierung schuld – und der Pop. Nun werden Sie vielleicht sagen: „Hm, steile These, und irgendwie durch das Vorausgegangene auch gedanklich gar nicht so gut vorbereitet." Aber so ist das eben heutzutage, kaum irgendwo wird noch stringent argumentiert, Hauptsache, die These ist möglichst steil und wird so richtig laut und schrill herausgehauen, sonst hört eh kein Mensch mehr zu.[33]

Über den Gebrauch der Personalpronomina inszeniert Lehnartz einen Dialog zwischen seinem essayistischen Ich und seinem Publikum. Die Dialogstruktur des Essays entfaltet sich darüber hinaus auch intertextuell, anhand einer direkten Bezugnahme auf den genannten Essay Mailers. Lehnartz nimmt diese Figur *rassisch* codierter Hypermännlichkeit als ein frühes Beispiel einer dissidenten, oppositionellen Jugendkultur auf. Er zeichnet die Argumentationsstruktur von Mailers Essay genau nach, aber bis auf einen kurzen Hinweis darauf, dass das → N-Wort politisch inkorrekt sei,[34] blendet er die komplexen Dimensionen von *Rasse* und Geschlecht aus, die Mailers Text

---

[31] Lehnartz, Sascha: Global Players. Warum wir nicht mehr erwachsen werden. Frankfurt am Main: Fischer, 2005.

[32] Die Essaysammlung des *weißen* Essayisten Eckhard Henscheid, Die Nackten und die Doofen (2003) spielt ebenso auf einen Text von Mailer an, auf dessen Antikriegsroman *Die Nackten und die Toten* (eng. *The Naked and the Dead*) von 1948.

[33] Lehnartz: Global Players, S. 9-10 (Kursivsetzung C.J.).

[34] Für eine rassismuskritische Argumentation zum N-Wort siehe Kilomba, Grada: Plantation Memories. Münster: Unrast, 2008, S. 94-100. Ich werde im Folgenden die Schreibweise ‚N.' gebrauchen.

mitverhandelt, etwa Mailers Aneignungspolitik rassifizierter Männlichkeitskonzepte und die damit einhergehende Reproduktion rassistisch-stereotyper Wahrnehmungsmuster. Eher beiläufig erwähnt Lehnartz, dass rassifizierte Grenzen in den 1950cm in der Musikindustrie durchlässig geworden seien,[35] was ich in dieser Kürze hinterfragen würde. Zwar gibt es komplexe wechselseitige Aneignungsdynamiken, die es schwer machen, von ‚Schwarzer' oder ‚*weißer*' Musik zu sprechen. Aber aufgrund rassistischer gesellschaftlicher Verhältnisse sind es in der Regel *weiße* Musiker_innen und Produzent_innen, die Kapital aus den Verwertungsmechanismen der Musikindustrie schlagen können.

Mailers ‚White N.'-Hipster diente ihm als Vermittlerfigur: Sie ermöglichte es ihm, eine Vorstellung von Schwarzer Kultur als einer Praxis auszubuchstabieren, die kritisch gegenüber einer Kultur des *weißen* Mainstreams ist, und auf diese Weise Kritik an einer *weißen* US-amerikanischen Mehrheitsgesellschaft zu üben. Mailer identifizierte sich in seinem Essay selbst als ‚White N.', um über die Figur Kritik an der Konformität *weißer* Dominanzkultur zu artikulieren. In der symbolischen Zuspitzung von Jazz verdichtet er Schwarze kulturelle Praxis zu einem Ausdruck von Freiheit und setzt sie als Kontrapunkt zu einer beklemmend normativen *weißen* Mehrheitskultur. Mailers Hipster-Figur hat seit den 1950er Jahren eine Geschichte intertextueller Aufarbeitungen und Revisionen durchlaufen. James Baldwin etwa antwortete auf Mailer mit einem Essay, in dem er zeigte, inwiefern Mailers Argumentation auf unhinterfragten rassistischen Vorannahmen fußte. Baldwin kritisierte, dass Mailer die Rassifizierung seiner eigenen Sprecherposition nicht ausreichend hinterfragte. Er forderte also eine komplexere Auseinandersetzung mit den Dynamiken *rassischer* Zuschreibungen.[36] Im weiteren Verlauf der Rezeptionsgeschichte wurde die Figur des ‚White N.' von den männlichen Protagonisten der Black Power-Bewegung aufgenommen. Eldridge Cleaver bezog sich wohlwollend darauf, dass Mailer in der Figur ausgeprägte Attribute Schwarzer Männlichkeit verschränkte und so eine Vorlage für Schwarze Black Power-Aktivisten lieferte.

Lehnartz als ein Glied in diese intertextuelle Verweiskette einzureihen, scheint mir nicht abwegig zu sein: Lehnartz nutzt den Verweis auf Mailer auf ähnliche Weise wie Mailer die Referenz auf die Figur des ‚White N.' nutzte: um auf vermittelte Weise Kritik an herrschenden Verhältnissen zu üben. Lehnartz bezieht sich auf Mailer, um eine bestimmte Vorstellung von subversiver Gegenkultur aus den 1950er Jahren in einen deutschen Kontext von 2005 zu übertragen. Es ist eine paradoxe Bewegung: Indem Lehnartz Mailers Hipsterfigur aus ihrem Zusammenhang reißt, schreibt er sich selbst in die diskursive Geschichte dieses geschlechtlich und *rassisch* codierten Symbols der Kulturkritik ein. In diesem Prozess der Einschreibung macht Lehnartz aber genau die Bedeutung der rassifizierten und vergeschlechtlichten Politiken unsichtbar, die den Verhandlungsgegenstand im intertextuellen Netzwerk zwischen Mailer, Baldwin und Cleaver ausmachten. Obwohl Lehnartz aus der Position eines expliziten ‚Ichs' spricht, markiert er dieses Ich nicht als partikular vergeschlechtlicht und rassifiziert. Sein essayistisches Ich geht als ein Rassismus verleugnendes, geschlechtsloses Ich hervor – als ein unmarkiertes Wissenssubjekt. Auf diese Weise etabliert er eine transparente, ‚unsichtbare' *weiße* Sprecherposition, von der aus er allgemeingültige und undifferenzierte, wenn auch halbwegs ironische, Aussagen etwa über demographische Entwicklungen machen kann, denen zufolge ‚Wir' alle das Alter von 104 Jahren erreichen werden. In diesem Sinne

---

[35] Lehnartz: Global Players, S. 115.

[36] Siehe Junker, Carsten: "Der 'White Negro' als Erlöserfigur: 'Pretty Fly for a White Guy?'" In: Sven Glawion, Elahe Haschemi Yekani & Jana Husmann-Kastein (Hrsg.): Erlöser. Figurationen männlicher Hegemonie. Bielefeld: transcript, 2007, S. 169-82.

erhebt Lehnartz einen Anspruch auf die Zugehörigkeit zu einer Gruppe von Kritikern, die mit diskursiver Macht ausgestattet sind, weil sie es sich leisten können, die Position nicht zu reflektieren, von der aus sie sprechen. Besonders für einen deutschsprachigen Kontext ist das Maß, in dem Kulturkritiker_innen die eigenen soziale Positionierungen und die Möglichkeitsbedingungen ihrer Kritik nicht mitreflektieren, ein Zeichen dafür, wie stark sie mit Deutungshoheit über gesellschaftliche Verhältnisse ausgestattet sind. Ein hohes Maß an Deutungshoheit ist wiederum ein Ausdruck von Weißsein.

Ich betone diesen Aspekt der Positionierung von Sprachsubjekten, weil gerade der Essay ein Genre ist, dessen Genremarkierung dazu führt, dass ein Publikum ein essayistisches Ich mit vermeintlich realen Autor_innen gleichsetzt, und weil diese Korrelation eine zentrale Autorisierungsstrategie für Wahrheitsbehauptungen im Essay ist. In diesem Sinne hat der Umgang mit der Positionierung von Sprecher_innen sehr viel mit der Autorität, Kritik äußern zu können, zu tun. Wie ich eingangs betont habe, wirkt sich in einem literatursoziologischen Sinn die Positionierung von Sprachsubjekten auf den Zugang zu bestimmten Genres aus. Soziale Strukturkategorien wie Klassen- und Religionszugehörigkeit, Bildungsgrad, Geschlecht und *Rasse* haben bereits immer Auswirkungen auf den Zugang von Autor_innen zu einem Genre. So lässt sich fragen, wer im 16. Jahrhundert die Möglichkeiten und Voraussetzungen hatte, einen Text zu schreiben, ihn Essay zu nennen und damit ein Genre zu begründen. Welche Schlüsse lassen sich aus der Tatsache ziehen, dass Montaigne ein gebildetes Mitglied des französischen Amtsadels war? Welche historischen und sozialen Umstände ermöglichen es heute wem, einen kulturkritischen Essay zu schreiben? Und zugleich: welche Rahmenbedingungen bieten Essays Autor_innen, solche relationalen Konzepte und Kategorien wie (bereits immer schon rassifizierte) Männlichkeit und Weiblichkeit, Weißsein und Deutschsein zu durchdenken und ein Thema wie Jugendwahn zu problematisieren? Diese Fragen verdeutlichen, wie wichtig es ist, Genres wie den Essay historisch und kulturell zu kontextualisieren, um zu erkennen, wer auf welche Weise worüber schreiben darf – und dabei dominante Wissensordnungen kritisieren und unterlaufen oder auch reproduzieren kann.

Ausblick: Performative Aspekte des Essays

Ein Blick auf essayistisches Schreiben von Autor_innen, die in verschiedenen historischen Kontexten und hierarchischen Machtverhältnissen gesellschaftlich unterschiedlich positioniert sind, zeigt die Notwendigkeit, von einer verallgemeinerbaren Bestimmung des Essays als Genre abzusehen und stattdessen konkret danach zu fragen, wie seine Autor_innen ihn – etwa in seiner Funktion als Aushandlungs-, Deutungs- und Reflexionsraum gesellschaftlicher Wirklichkeiten – nutzen und insbesondere als Instrument der Kulturkritik und Gesellschaftspolitik einsetzen können.

Genres wie der Essay sind – mit Blick auf die symbolische Ordnung von ‚Rasse' – keineswegs neutral. Ihr Zugang wird durch gesellschaftliche Stratifizierungen, die auf rassifizierenden Zuschreibungen beruhen, strukturiert. Zugleich regulieren Genres Vorstellungen von ‚Rasse'. Weil Genres in ihrer komplexen Verschränkung mit interdependenten Vorstellungen von *Rasse* wiederholt konstituiert werden, können diese Akte und Konstitutionsprozesse sich auch verändern. Schwarze Autor_innen etwa, die historisch und kontextuell keinen Zugang zu bestimmten Genres hatten, haben sich das Genre angeeignet und das kritische Potential des Essays entfaltet. Sie haben das Genre emanzipatorisch und selbstermächtigend eingesetzt und sich in das öffentliche Bewusstsein einer von Weißsein dominierten Gesellschaft eingeschrieben, marginalisierte Perspektiven etabliert und eine strukturelle Opposition zwischen Sprachobjekt und

Sprachsubjekt unterlaufen – eine Opposition, die hegemoniales Wissen über rassistisch marginalisierte Subjekte reproduziert. Essayistische Reflexionen darüber, auf welche komplexe Weise Subjekte in Diskursen positioniert werden, eröffnen Möglichkeiten der Kritik an diesen diskursiven Praktiken.

Vor dem Hintergrund einer Neukonzeptionalisierung von Genres zeigt sich jedoch, dass der Essay nicht als feststehende Formel der Hegemoniekritik gelten kann. Der Einsatz des Essays lässt sich nicht per se als kritisch deuten. Vielmehr verändern sich seine Funktionen in seinen historischen Gebrauszusammenhängen und damit, wer ihn wie nutzt. So sollten Funktionsbestimmungen des Essays als hegemoniekritisch, besonders wenn sie aus *weißen* Positionierungen vorgenommen werden, einer Prüfung unterzogen werden. Denn die Betonung seiner kulturkritischen Funktion kann schnell zu einer weißen Selbstvergewisserung werden, die anhaltende rassistische Ausschlüsse in kulturellen Verständigungsprozessen ausblendet und de-thematisiert. Sowohl die Praxis essayistischen Schreibens als auch die Theoriebildung über den Essay können dazu dienen, hegemoniales Wissen abzusichern. Das heißt, *weiße* Autor_innen schreiben nicht notwendigerweise hegemoniekritische Essays und hegemoniekritisch über Essays, sondern sie können dazu beitragen, herrschende Wissensordnungen und privilegierte Specher_innenpositionen zu stabilisieren sowie rassistisches Denken zu reproduzieren.

Ich schlage vor, den Essay als ein Genre zu verstehen, das durch seine Autor_innen und Leser_innen in Handlungen des Schreibens und Lesens erst konstituiert wird. Genres gelten demnach nicht mehr als gesetzte Formeln, die Kommunikation auf vorhersehbare Weise strukturieren. In Anbetracht der Beispiele – die ich hier in aller Kürze diskutiert habe – plädiere ich dafür, den Fokus auf Fragen danach zu lenken, wie bestimmte Autor_innen und Sprecher_innen ein Genre in bestimmten historischen und kulturellen Kontexten nutzen, mit welchen potentiellen Wirkungen dies geschieht, und wie sich das auf die Bestimmung seiner Funktionen auswirken kann.

Ein solcher performativer genretheoretischer Ansatz kann auch bedeuten, dass der Essay nicht notwendig als Instrument der Kulturkritik zu deuten ist. Indem Schriftsteller_innen etwa rassifizierte Stereotype benennen und aufgreifen, können sie diese ebenso unhinterfragt reproduzieren, wenn sie ihre Sprecher_innenposition nicht mitreflektieren. *Weiße* Kritiker_innen rassistischer Strukturen können diese Strukturen beispielsweise fortschreiben, indem sie für rassistisch markierte ‚Andere' als Expert_innen von Rassismus zu sprechen meinen und dabei ihre eigenen dominanten Sprecher_innenpositionen nicht benennen oder potentielle rassistische Wirkungen ihrer Sprechhandlungen und -haltungen nicht mit bedenken. Sprecher_innen, die privilegierte Positionen einnehmen, können im Namen der Kritik den paradoxen Effekt erzielen, bestehende Herrschaftsverhältnisse zu verfestigen. So wird das Schreiben von und über Essays auch als Einsatz in die prozesshafte Stabilisierung und Normalisierung etablierter Sprecher_innenpositionen lesbar.

Carsten Junker